

Psychiatrische Kliniken

Karen Nolte und Steff Kunz

Im Sinne Erving Goffmans begreifen wir die psychiatrische Klinik bzw. Anstalt als »totale Institution«, also als einen Raum, in dem Menschen von der übrigen Gesellschaft abgeschlossen sind und in einem fremdbestimmten Tagesablauf zusammenleben. Zu dem Konzept der »totalen Institution« gehört ebenfalls das des »Unterlebens«, mit diesem Begriff beschreibt Goffman das Verhalten von Patient*innen, welches die disziplinierende Anstaltsordnung und therapeutische Maßnahmen unterlief.¹ In der jüngsten Psychiatriegeschichtsforschung wird für den Übergang von dem Außen in das Innen der Klinik auch die Raum-Metapher der »Schwelle«² verwendet, die den Prozess der Aufnahme oder, um mit Michel Foucault zu sprechen, der *Einschließung* markiert. Auch die Reformen der Psychiatrie infolge der Psychiatrie-Enquete von 1975 in der BRD³ änderten nichts daran, dass psychiatrische Kliniken heute noch Institutionen sind, in die Menschen gegen ihren Willen gebracht und festgehalten werden. Noch bis in die späten 1980er Jahre wurden Patient*innen in großen Schlafsälen untergebracht, in denen ihnen kaum Privatheit und Intimität zugestanden wurde. Zudem waren die psychiatrischen Kliniken meist marode und bewusst nicht wohnlich eingerichtet.⁴ Diese fehlende Privatheit war Be-

-
- 1 Erving Goffman, *Asyle: Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1973).
 - 2 Cornelia Brink, *Grenzen der Anstalt: Psychiatrie und Gesellschaft in Deutschland 1860–1980* (Göttingen: Wallstein Verlag, 2010).
 - 3 Psychiatrie-Enquete war die kurze Bezeichnung für den »Bericht über die Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland«, der vom Bundestag von einer Sachverständigenkommission in Auftrag gegeben worden war. Es ging darum die Verhältnisse in den psychiatrischen Anstalten und Kliniken zu erheben und die Geschichte der NS-Psychiatrie aufzuarbeiten.
 - 4 Eindrücklich beschrieben in: Dagmar Bielstein, *Von verrückten Frauen: Notizen aus der Psychiatrie* (Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1991), 7, 14, 17.

standteil der Anstaltstherapie, derzufolge die Patient*innen stets unter Beobachtung stehen sollten. Neuere Forschungen zeigen allerdings eindrucksvoll, wie psychiatrisierte Menschen sich dennoch den Anstaltsraum zu eigen machten, indem sie sich ihr Bett und den Raum drumherum einrichteten, diesen Raum gestalteten.⁵

Einen historischen Zugang zu diesem Raum vermitteln uns Patient*innenakten als serielle Quellen, da sie nicht nur einen Eindruck von der ärztlichen Praxis geben. Das Aufnahmeformular sowie die daran anschließende Krankengeschichte geben Aufschluss darüber, welches Verhalten dazu führte, dass Patient*innen in die Klinik kamen und so die Schwelle zwischen Außen und Innen der Anstalt überschritten. Die psychiatrische Klinik war ein Raum der Exploration: Patient*innen wurden zu Objekten des diagnostischen Blicks. Psychiater*innen notierten, was das Pflegepersonal und sie selbst wahrnahmen und erfragten, dabei wurde besonders das notiert, was von der *Normalität* in Bezug auf soziale Kategorien und Identitätsmerkmale abzuweichen schien. Schilderungen der Patient*innen selbst oder ihrer Angehörigen öffnen zudem den Blick in andere Räume: den Raum des Privaten, der Ehe, der Familie, aber auch in den Raum der Stadt, der Provinz, des Dorfes. So bieten diese Akten mit ihren ausführlichen Epikrisen bei aller methodischen Reflexion der institutionellen Logik der Texte auch die Möglichkeit, eine patientenzentrierte Geschichte zu schreiben. Denn auch widerstrebendes, eigensinniges Verhalten der Patient*innen wurde in den Krankengeschichten und Tagesberichten dokumentiert und bietet einen Ansatzpunkt, um Agency, das heißt Handlungsspielräume und -mächtigkeit der psychiatrisierten queeren Menschen zu rekonstruieren.

Zur Geschichte der Pathologisierung von Homosexualität

Die sich bisher vorrangig auf homosexuelle Männer konzentrierende historische Forschung ging zum einen der Frage nach, wie Homosexualität wissenschaftlich als das Andere, Pathologische jenseits der Heteronormativität konstruiert und infolge der von der Schwulenbewegung vorgebrachten Psychiatriekritik sukzessive depathologisiert wurde. 1973 wurde in der zweiten Ausgabe des *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* (DSM) auf

5 Monika Ankele, *Alltag und Aneignung in Psychiatrien um 1900: Selbstzeugnisse von Frauen aus der Sammlung Prinzhorn* (Wien: Böhlau, 2009).

Druck der Homosexuellenbewegung die Diagnose »homosexuality« durch »sexual orientation disturbance« ersetzt, wodurch Homosexualität primär nicht mehr als psychische Störung klassifiziert wurde. Mit der dritten Ausgabe des DSM im Jahr 1980 trat allerdings eine neue Pathologisierung durch die Diagnose »Gender Identity Disorder« auf, die nun Menschen als krank markierte, die sich jenseits der zweigeschlechtlich strukturierten hetero- und cisnormativ konzipierten Normalität verhielten oder fühlten.⁶ Aus der *International Classification of Diseases* (ICD) der WHO wurde Homosexualität (und deren Diagnoseschlüssel) schließlich mit der 1992 veröffentlichten ICD-10 entfernt. Gleichwohl finden bis heute Konversions- respektive Aversionsbehandlungen an homosexuellen und trans* Menschen statt, 2020 wurden in Deutschland vom Gesetzgeber solche »Therapien« lediglich bei Minderjährigen und nichteinwilligungsfähigen Erwachsenen unter Strafe gestellt. Geprägt wurde die Sichtweise auf homosexuelle Menschen in der Psychiatrie bis weit ins 20. Jahrhundert durch die sich im ausgehenden 19. Jahrhundert formierende Sexualwissenschaft, deren prominentester Vertreter der Grazer Professor für Psychiatrie und Nervenkrankheiten Richard von Krafft-Ebing (1840–1902) war. In seiner *Psychopathia sexualis*⁷ griff dieser den zuvor von Carl Westphal (1833–1890) geprägten Begriff der »conträren Sexualempfindung«⁸ auf und unterschied diese von ihm pathologisierte Erscheinung in eine angeborene und erworbene. Seine Lehre von den pathologischen Sexualempfindungen stützte Krafft-Ebing auf ein vielfältiges Korpus an Kasuistiken, das im Wesentlichen die »Krankengeschichten« männlicher »Konträrsexueller« präsentierte. Mit der Pathologisierung männerliebender Männer glaubte Krafft-Ebing wirksam gegen ihre strafrechtliche Verfolgung durch den seit 1871 im Reichsstrafgesetzbuch fest verankerten §175 argumentieren zu können, eine Strategie der sich andere Mediziner wie Albert Moll (1862–1939) anschlossen, indem sie darlegten, dass diese Männer keine Verbrecher, sondern »unglückliche Kranke« seien. Magnus Hirschfeld (1868–1935) verschaffte

-
- 6 Regina Kunzel, »Queer History, Mad History, and the Politics of Health«, *American Quarterly* 69, Nr. 2 (2017), doi:10.1353/aq.2017.0026.
 - 7 Richard von Krafft-Ebing, *Psychopathia sexualis: Eine klinisch-forensische Studie* (Stuttgart: Enke, 1886).
 - 8 Carl Westphal, »Die conträre Sexualempfindung, Symptom eines neuropathischen (psychopathischen) Zustandes«, *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten* 2, Nr. 1 (1870).

zeitgenössisch als *Transvestiten* bezeichneten Personen, die damaligen Vorstellungen von Zweigeschlechtlichkeit widersprachen, aufgrund ihres von ihm diagnostizierten »erotischen Verkleidungstriebes« einen sogenannten »Transvestitenschein«, mit dem sie bei Polizeikontrollen einer Verhaftung entgehen sollten. Der Preis für diesen Schutz war jedoch auch eine medizinische Diagnose und somit eine Pathologisierung.⁹ Nicht zuletzt durch den §175 gerieten männliche Homosexuelle in den Fokus der Aufmerksamkeit, während weibliche Homosexualität, wenn überhaupt, im Kontext der sich formierenden Frauenrechtsbewegungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts als Abweichung vom weiblichen Geschlechtscharakter thematisiert wurde. Bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus stritt sich die Wissenschaft darüber, ob Homosexualität entweder als *psychopathische* oder *schizophrene Konstitution*¹⁰ verstanden werden sollte, ob physiologische Gründe (wie etwa eine abweichende Funktion der Keimdrüsen) Grund für dieses Verhalten waren und inwiefern dieses vererbbar war, durch Verführung erlernt oder entsprechend durch therapeutische Maßnahmen verlernt werden konnte. Aufgrund der besonderen Entwicklung in der Zeit des Nationalsozialismus spielte Psychoanalyse in der BRD zunächst eine untergeordnete Rolle, jedoch führte zum Beispiel Alexander Mitscherlich in Heidelberg in der Psychosomatischen Klinik tiefenpsychologische Konversionsbehandlungen bei homosexuellen Männern durch.¹¹

Männerliebende Männer in der Psychiatrie

Der Pflegehistoriker Tommy Dickinson¹² zeigt, wie in der Nachkriegszeit britische psychiatrische Kliniken für homosexuelle Männer zu einem Raum der Repression wurden, in dem sie sich qualvollen Konversionsbehandlungen

-
- 9 Eine mikrohistorische Analyse zu »Transvestizismus« im Übergang von der Weimarer Zeit zur NS-Zeit, in der eine lineare Viktimisierung von trans Menschen hinterfragt wird, hat Xavier Nunn vorgelegt: Xavier Nunn, »Trans Liminality and the Nazi State«, *Past & Present* (2022), doi:10.1093/pastj/gtac018.
 - 10 Ernst Kretschmer, »Keimdrüsenfunktion und Seelenstörung«, *Deutsche medizinische Wochenschrift* 47, Nr. 23 (1921): 649–650, doi:10.1055/s-0028-1140706.
 - 11 Julia N. Munier, *Lebenswelten und Verfolgungsschicksale homosexueller Männer in Baden und Württemberg im 20. Jahrhundert* (Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 2021), 362.
 - 12 Tommy Dickinson, »*Curing the Queers: Mental Nurses and their Patients, 1934–74* (Manchester: University Press, 2015).

unterziehen mussten, in der Regel unter dem Druck der strafrechtlichen Verfolgung. Gleichzeitig nutzten männerliebende Pfleger diese in ländlicher Abgeschiedenheit gelegenen totalen Institutionen, um einen subkulturellen Raum für sich zu schaffen, in dem sie zum Beispiel in nach Geschlechtern getrennten Wohnheimen Beziehungen zu Kollegen unbemerkt ausleben konnten. Das aus heutiger Sicht bestehende Spannungsverhältnis dieser gegensätzlichen Erfahrungen in diesen psychiatrischen Kliniken wurde von den Psychiatriepflegern rückblickend relativiert, indem sie die Zwangslage der ihnen anvertrauten männlichen Patienten verdrängten. In Westdeutschland wurden insbesondere in den psychiatrischen Universitätskliniken Männer, die im Kontext des §175 auffällig geworden waren, psychotherapeutisch behandelt und (zwangs-)begutachtet. Neben dem Sexualwissenschaftler Hans Giese (1920–1970) und dem Psychiater Hans Bürger-Prinz (1897–1976) forschte auch der Psychiater Ernst Kretschmer (1888–1964) zu männlicher Homosexualität. Während Giese Homosexualität bei »gewöhnlichen«, das heißt bürgerlich lebenden Männern nicht für behandlungsbedürftig hielt, unternahm Kretschmer in Tübingen auch bei ebensolchen Homosexuellen intensive Behandlungsversuche mit Psychotherapie zum Teil kombiniert mit der »gestuften Aktivhypnose«¹³. Diese und auch Versuche, männerliebende Männer in der Psychiatrie mit Elektrokrampftherapie zu therapieren, führten nicht zur Abkehr von homosexuellem Verhalten. Trotz dieser schwierigen Zwangslage zeigten psychiatrisierte männerliebende Männer zum Teil ein widerständiges Verhalten. So berichten Zeitzeugen, wie sie die Ziele der Psychiater unterliefen, indem sie zum Schein taten, was von ihnen erwartet wurde und einen Behandlungserfolg vortäuschten.¹⁴ In einer Studie zur Psychiatriegeschichte im schweizerischen Kanton Graubünden wurden Belege für Kastrationen an homosexuellen Männern gefunden, die wegen ihrer Sexualität im Strafvollzug gelandet waren. Zudem sind Hinweise auf die Praxis der medikamentösen Kastration von sexuellen Straftätern bis mindestens Mitte der 1980er Jahre dokumentiert. Inwieweit diese Praxis im Besonderen auch an männerliebenden Männern ausgeführt wurde, bedarf noch weiterer

13 Munier, *Lebenswelten und Verfolgungsschicksale*, 359. Zur Konversionstherapie in der Universitätspsychiatrie in Heidelberg, vgl. auch Christoph Schwamm, *Irre Typen? Männlichkeit und Krankheitserfahrung von Psychiatriepatienten in der Bundesrepublik 1948–1993* (Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2018), 104–111.

14 Munier, *Lebenswelten und Verfolgungsschicksale*, 358–366.

Forschung.¹⁵ In Südwestdeutschland wurde nach 1945 die Kastration von Homosexuellen von Seiten der Wissenschaft zwar als wirkungsloses Instrument zur Bekämpfung von männlicher Homosexualität angesehen, dennoch wurde die »freiwillige« Kastration homosexuellen Männern noch bis in die 1970er Jahre nahegelegt, um einer strafrechtlichen Verfolgung zu entgehen.¹⁶

Frauenliebende Frauen in der Psychiatrie

Eine breit angelegte Studie zur Geschichte der psychiatrischen Behandlung von lesbischen und bisexuellen Frauen in England¹⁷ hat ergeben, dass Frauen seltener als Männer wegen ihrer Homosexualität, jedoch insgesamt aus anderen Gründen häufiger psychiatrisch behandelt wurden. Die Forscherinnen konnten einzelne Fälle ausfindig machen, in denen Frauen wegen ihrer Homosexualität einer Konversionsbehandlung unterzogen wurden. Einige homosexuelle Frauen sollten auch durch Psychotherapie und in den 1950er und 1960er Jahren mit LSD von ihrem als Neurose diagnostizierten homosexuellen Begehren *befreit* werden. Für Deutschland fehlen solche Forschungen für die Zeit nach 1945 bisher völlig, erste Forschungen auf der Basis von psychiatrischen Patient*innenakten wurden begonnen.¹⁸ Um die Situation frauenliebender Frauen in der Psychiatrie nach 1945 verständlich zu machen, wird daher im Folgenden zunächst der geschlechterhistorische Kontext umrissen. Weibliche Homosexualität wurde auch in der Nachkriegszeit weit weniger thematisiert als männliche, vielmehr wurde eine gewisse *normale* physiologische homosexuelle Neigung bei Frauen angenommen. Interessant ist die Frage danach, was geschah, wenn Frauen die Grenzen des als *normal* angesehenen Maßes an homoerotischem Verhalten überschritten. Frauen wurden in der Gesellschaft daran gemessen, ob sie verheiratet waren und sich

15 Silas Gusset, Loretta Seglias und Martin Lengwiler, *Versorgen, behandeln, pflegen – Geschichte der Psychiatrie in Graubünden* (Basel: Schwabe Verlag, 2021), 200f.

16 Munier, *Lebenswelten und Verfolgungsschicksale*, 366–374.

17 Sarah Carr und Helen Spandler, »Hidden from history? A brief modern history of the psychiatric treatment of lesbian and bisexual women in England«, *The Lancet Psychiatry* 6, Nr. 4 (2019): 289–290, doi:10.1016/S2215-0366(19)30059-8.

18 Für die Zeit des Nationalsozialismus vgl. Claudia Weinschenk, »Auch fühlte ich mich immer mehr zu meinem Geschlecht hingezogen:« Ein Forschungsprojekt zur Auffindbarkeit lesbischer Frauen während des Nationalsozialismus«, *Invertito* 22 (2020): 46–76.

in der Ehe den gesellschaftlichen Erwartungen gemäß verhielten. »Alleinstehende« Frauen gehörten zwar zur gesellschaftlichen Normalität, ihr Ledigsein war dennoch erklärungsbedürftig. Besonders in der Zeit nach 1945, als durch den Zweiten Weltkrieg bürgerliche Familienstrukturen aufbrachen, da der Mann als Familienvorstand und Geschlechtsherr der Ehefrau fehlte, lebten Frauen – wie Kirsten Plötz in ihren Forschungen zu »alleinstehenden Frauen« in dieser Zeit zeigen konnte¹⁹ – in alternativen Familienkonstellationen, die von dem zeitgenössischen Soziologen Helmut Schelsky²⁰ als »unvollständige Familien« entwertet wurden. Im Gegensatz zur allgemeinen Tendenz, lesbisches Begehren zu ignorieren, erschienen aber in den 1950er Jahren auch Publikationen, in denen lesbische Frauen kriminalisiert und neue Pathologisierungen hervorgebracht wurden. Diese neuen psychopathologisierenden Zuschreibungen wie der »Penisneid«, der »Elektrokomples« und der »Männlichkeitskomplex« gingen vor allem aus der psychoanalytischen Schule hervor. Exemplarisch seien hier die Publikationen des amerikanischen Psychoanalytikers Frank S. Caprio »Die Homosexualität der Frau«²¹ aus dem Jahr 1958 und die sich auf diese Arbeit beziehende Publikation des Bonner Juristen Hans von Hentig zur »Kriminalität der lesbischen Frau«²² aus dem Jahr 1959 genannt. Caprio deutet gleichgeschlechtliche Liebe bei Frauen als Regression zum Narzissmus, als neurotische Ich-Liebe, welche keine Krankheit an sich darstellt, jedoch ein Symptom der genannten Diagnosen und demnach auch therapierbar sei. Die Ergebnisse des Forschungsprojekts zu frauenliebenden Frauen im deutschen Südwesten an der Universität Heidelberg²³ zeigen, dass in der dortigen Universitätspsychiatrie alleinstehende Frauen vor 1945, sofern

-
- 19 Kirsten Plötz, *Als fehle die bessere Hälfte: »Alleinstehende« Frauen in der frühen BRD 1949–1969* (Königstein: Ulrike Helmer Verlag, 2005).
 - 20 Helmut Schelsky, »Die gegenwärtigen Problemlagen der Familiensoziologie«, in *Soziologische Forschung in Unserer Zeit*, Hg. Karl Gustav Specht (Köln: Westdeutscher Verlag, 1951), 282–296.
 - 21 Frank S. Caprio, *Die Homosexualität der Frau: Zur Psychodynamik der lesbischen Liebe; eine Studie für Ärzte, Juristen, Erzieher, Seelsorger, Lagerleiter und Leiter von Straf- und Besserungsanstalten für Frauen und Mädchen* (Rüschlikon-Zürich: A. Müller, 1958).
 - 22 Hans von Hentig, *Die Kriminalität der lesbischen Frau*: Hentig, Hans von (Stuttgart: Enke, 1959).
 - 23 Siehe Website des Forschungsprojekts: »»Alleinstehende Frauen«, »Freundinnen«, »Frauenliebende Frauen« – Lesbische* Lebenswelten im deutschen Südwesten (ca. 1920er–1970er Jahre)«, Zugriff 30. September 2022, <https://www.uni-heidelberg.de/fakultaeten/philosophie/zegek/histsem/mitglieder/patzel-mattern/lesbischelebenswelten.html>.

sie in einem »heiratsfähigem Alter« waren, in der Regel insistierend nach den Gründen ihres Unverheiratetseins gefragt wurden. Diese Befragungen lassen erkennen, dass ein pathologischer Grund für dieses Verhaltens gesucht wurde: Nicht nur die sozialen Kompetenzen im Allgemeinen wurden eruiert, sondern auch die psychische Gesundheit durch das angenommene Fehlen von heterosexuellem Geschlechtsverkehr negativ beurteilt.²⁴ Erzählungen von verheirateten oder verwitweten Frauen, in denen homoerotische Inhalte aufschienen, wurden nicht kommentiert, konnten sich aber auf deren Diagnose derart auswirken, dass diese Patient*innen z. B. als »psychopathische Persönlichkeiten« beschrieben wurden, obwohl aus diagnostischer Sicht zunächst kein anderer niedergeschriebener Anhaltspunkt dafür gegeben war. Gleichzeitig war homoerotisches Begehren unter Frauen offenbar derart undenk- und sagbar, dass Patient*innen, die offensichtlich intimem Kontakt untereinander hatten, als »männertoll« beschrieben wurden.²⁵ Das auf Frauen ausgerichtete Begehren wurde nämlich als Ausdruck ihrer »Hypersexualität« gedeutet, das sich mangels anwesender Männer auf Frauen richtete. Die Akten der 1950er Jahre geben einen Eindruck von den Geschlechterbeziehungen der Zeit: Frauen wurden vermehrt in die Klinik gebracht, da sie ihren Pflichten als Hausfrau oder Ehefrau nicht gerecht werden konnten. Klagen von Frauen darüber, Aufgaben im Haushalt nicht mehr gerecht werden zu können, durchziehen die ärztlichen Notizen und auch die »objektiven Anamnesen« der Ehemänner oder Verwandten der Patient*innen, die bei der Einweisung zugegen waren. Sexualität wird kaum thematisiert und ledige Frauen werden aufgrund der gesellschaftlichen Situation nicht mehr nach ihren Heiratsabsichten befragt. Auch in dieser Zeit wurde Homosexualität unter Frauen tabuisiert, so wird in einer Akte zum Beispiel wiedergegeben, dass eine Patientin erzählte, dass sie sich gegen ihren Willen in eine Nachbarnfrau verliebt habe. Sowohl ihr Mann als auch die Nachbarin hätten dies jedoch nicht ernst genommen und sie leide so sehr darunter, dass sie die Anzeichen ihrer Krankheit unmittelbar auf diese Erfahrung zurückführte, nämlich Appetitlosigkeit, Müdigkeit, Herzschmerzen, Energielosigkeit. In der Akte wird jedoch auf diese Erzählung

24 Steff Kunz, »Wenn nun alle Frauen so denken würden...« Der schmale Grad zwischen ›alter Jungfer‹ und ›Nymphomanie I‹, *Hypothesis*, 05. August 2021, <https://lesbenwelt.hypotheses.org/140>.

25 Steff Kunz, Muriel Lorenz, Mirijam Schmidt, »[S]ie nennen sich Bubi und Mädi, lachen, treiben allerhand Allotria! – Lesbische* Lebenswelten im deutschen Südwesten«, *Inverito*, Nr. 24 (2023), zur Publikation angenommen.

überhaupt nicht weiter eingegangen. Trotz dieses Ausmaßes an Ignoranz gegenüber frauenliebenden Lebensrealitäten lassen sich aus heutiger Sicht die Auswirkungen letzterer auf die psychische Gesundheit der Frauen* erkennen. Wenngleich diese Schilderungen, die Teil der ärztlichen Beobachtungen und der Krankengeschichte waren, nicht immer direkt mit einer psychopathologischen Diagnose in Verbindung gebracht wurden, waren sie offensichtlich aus psychiatrischer Perspektive relevant. Noch 1982 lässt sich aus einem Interview mit einer psychiatrisierten Frau in der Zeitschrift »Lesbenstich« (► Interview mit einer psych. Lesbe)²⁶, dieser Umgang mit frauenliebenden Frauen* in der Karl-Bonhoeffer-Nervenklinik in West-Berlin – im Volksmund als »Bonnies Ranch« bezeichnet – herauslesen: Ihr Lesbischsein wurde in der Klinik nicht explizit benannt, doch wurde sie von den anderen Frauen abgesondert und ihr die Diagnose Schizophrenie, später Hysterie zugeschrieben. Dementsprechend wurde sie auch nicht spezifisch gegen ihre Homosexualität wie zum Beispiel mit einer Aversionstherapie, sondern mit Elektrokrampftherapie behandelt.

Forschungen zur queeren Psychiatriegeschichte der DDR

Für die Psychiatriegeschichte der DDR geben die Forschungen von Ulrike Klöppel wertvolle Einblicke in den Umgang mit lesbischen Frauen, trans*- und intergeschlechtlichen²⁷ Menschen in der Charité.²⁸ Ausgehend von Recherchen im historischen Krankenblattarchiv der Psychiatrischen und Nervenklinik der Charité²⁹ und der Auswertung zeitgenössischer wissenschaftlicher Publikationen kommt sie zu dem Schluss, dass Homosexualität gegen Transgeschlechtlichkeit ausgespielt wurde, so sollten durch Verhaltensbeobachtungen, psychologische Tests und Befragungen über intimste Themen ausgeschlossen werden, dass sich hinter dem Wunsch einer »Geschlechtsumwandlung« nicht doch eine zu behandelnde Homosexualität verberge.

-
- 26 »Interview mit einer psychiatrisierten Lesbe«, *Lesbenstich. Eine Zeitung der Lesbenbewegung*, Ausgabe »Psychiatrie – wie Homosexualität behandelt wird«, Nr. 1 (1982): 14–21.
 - 27 Ulrike Klöppel, *XXoXY ungelöst: Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität* (Bielefeld: Transkript, 2010).
 - 28 Entsprechende Forschungen zu trans*- und intergeschlechtlichen Menschen auf der Basis von Patient*innenakten stehen für die BRD noch aus.
 - 29 Ulrike Klöppel, »Das historische Krankenakten-Archiv der Nervenklinik der Charité«, in *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 12 (Stuttgart: Franz Steiner, 2009), 267–269.

Zumindest bis 1969, unter Karl Leonhards Leitung der Nervenlinik, wurde besonders auf junge Patient*innen durch Gesprächstherapie, Einbeziehung der Eltern und erzwungene Wohn- und Arbeitsortwechsel Druck ausgeübt, ihre gleichgeschlechtlichen Beziehungen abzubrechen.³⁰ Diese Befunde haben sich auch in der Forschung von Maria Bühner zum Umgang mit lesbischem Begehren in der Nervenlinik der Charité bestätigt.³¹ Ihr Sample umfasst Krankenakten von 1959 bis 1974. Homosexualität wurde als eine »Abweichung« verstanden, die es genauestens zu dokumentieren, zu vermessen und zum Teil zu unterbinden galt. Sie wurde als vermeintliche »Verfehlung« des Frau-Seins verstanden und beispielsweise durch »männliche Anteile« in der Persönlichkeit oder angenommene Intergeschlechtlichkeit erklärt. Wissensbildung und Anstaltsalltag waren dabei eng miteinander verknüpft. Dennoch war die Nervenlinik der Charité kein Ort, welcher in einer systematischen Art und Weise der Disziplinierung von gleichgeschlechtlich begehrenden Frauen diene. In dem Sample deutet sich eine Tendenz zur Entpathologisierung an, das zeigt sich beispielsweise darin, dass Homosexualität teilweise nicht versucht wurde zu »behandeln«, sondern nur als Zweitdiagnose gestellt wurde. Ob das die allgemeine Entwicklung im Umgang mit Homosexualität an der Nervenlinik abbildet, muss vorerst offen bleiben. Zumindest für die Endokrinologie der Charité galt dies nicht, dort forschte Günter Dörner ab Ende der 1960er Jahre intensiv zu den vermeintlichen hormonellen Ursachen von Homosexualität und der Möglichkeit diese durch Hormongaben zu verhindern bzw. zu heilen.³²

Schlussbemerkung

Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert wurde Homosexualität in der psychiatrischen Wissenschaft als krankhafte Störung kategorisiert und anhand intensiver Fallstudien theoretisches Wissen generiert. Dabei lag der Fokus

30 Ulrike Klöppel, »Die ›Verfügung zur Geschlechtsumwandlung von Transsexualisten‹ im Spiegel der Sexualpolitik der DDR«, *Lernen aus der Geschichte*, Zugriff 31. Mai 2023, <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/11667>.

31 Maria Bühner, *Psychiatisierung der Lust. Vom Umgang mit lesbischem Begehren in der Nervenlinik der Charité*. Unveröffentlichtes Kapitel der Dissertationsschrift.

32 Florian Mildenberger, »Günter Dörner – Metamorphosen eines Wissenschaftlers«, in *Homosexualität in der DDR. Materialien und Meinungen*, Hg. Wolfram Setz (Hamburg: Männerschwarm, 2006), 237–279.

auf männlicher Homosexualität, die seit 1871 mit dem §175 auch strafrechtlich verfolgt wurde. Weibliche Homosexualität wurde jedoch ebenfalls mit medizinischen Kategorien beschrieben. Allerdings wurde bei Frauen homosexuelles Begehren trotz intensiver Beobachtung des Verhaltens, Befragung zu sozialen Beziehungen, Familien und Liebesbeziehungen selten explizit benannt und psychiatrisch kategorisiert, gleichwohl führte ein Abweichen von heteronormativen Vorstellungen zuweilen zu Diagnosen wie »psychopathische Persönlichkeit«, Schizophrenie oder »pathologische Reaktion«. Konstitutiv für diese Beobachtung war die räumliche Situation, die kaum Intimität noch Privatheit zuließ. Die Entwürdigung psychiatrischer Patient*innen fand ebenfalls Ausdruck in den maroden, nicht wohnlichen räumlichen Verhältnissen der Kliniken. In den 1970er Jahren stellten Frauen in der Neuen Frauenbewegung, die sich nun erstmals selbst als Lesben bezeichneten und so den stigmatisierenden Begriff positiv besetzten, die psychiatrische Praxis im Umgang mit frauenliebenden Frauen in Frage. Sie sahen die Psychiatrisierung von Frauen im Allgemeinen und Lesben im Besonderen als Ausdruck patriarchaler Machtstrategien an und gründeten Feministische Therapiezentren, um Frauen, die ihrer Überzeugung nach aufgrund der gesellschaftlichen Strukturen »verrückt« geworden seien, zu politisieren und mit einer »Selbsthilfe-Therapie« eine Alternative zur Psychiatrie anzubieten.³³ Wie in der psychiatrischen Praxis mit mann-männlichem Begehren umgegangen wurde, das jenseits der Verfolgung durch den §175 in den Patient*innenakten aufschien, und welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen dem Umgang mit männlicher und weiblicher Homosexualität in der Psychiatrie nach 1945 bestanden, werden weitere Forschungen noch genauer zeigen. Insgesamt liegen bisher wenige queerhistorische Forschungen vor, die Patient*innenakten genauer untersuchen.

33 Waltraud Dürmeier et al., *Wenn Frauen Frauen lieben: ... und sich für Selbsthilfe-Therapie interessieren* (München: Frauenoffensive, 1991).

